

Marion Poschmann und ihr neuer Roman „Die Kieferninseln“

Von Ilka Scheidgen

Die Lyrikerin und Prosaautorin Marion Poschmann scheint mit ihren Büchern Preise anzuziehen wie ein Magnet. Schon wieder steht sie mit ihrem neuesten Roman „Die Kieferninseln“ in der Shortlist zum Deutschen Buchpreis 2017.

Die Autorin gehörte 2016 mit ihrem Gedichtband „Geliehene Landschaften“ zu den Finalisten des Leipziger Buchpreises. Und 2013 stand sie mit ihrem vorigen Roman „Die Sonnenposition“ schon einmal in der Shortlist des Deutschen Buchpreises. Marion Poschmann, 1969 in Essen geboren und seit 1992 in Berlin lebend, hat Germanistik, Philosophie und Slawistik studiert. Es handelt sich bei ihr um eine Ausnahmekünstlerin, doppelt begabt in der Lyrik und in der Prosa, die sich in ihrer jeweiligen Intensität gegenseitig zu befruchten scheinen.

Poschmanns Dichtung handelt von der Unvollkommenheit der Welt, von Licht und Schatten, Sonne und Nacht und dem Tod als geheimem Zentrum, als leere Mitte. Dass Poschmann sich in Gedichten Gärten, Parks und Landschaften ebenso anverwandelt, sie dichterisch gestaltet und bearbeitet wie in der japanischen Gartenkunst der *geliehenen Landschaft*, wie nun in ihrem Roman „Die Kieferninseln“, macht aus dem Leser einen Flaneur in eben diesen Landschaften, bis es auch ihm so ergeht wie der Dichterin: „Du weißt nicht mehr, wer du bist, du erscheinst dir ganz neu. Und die Landschaft beginnt noch einmal von vorn.“ Denn dann kann beginnen, was sie in dem Gedicht „Schierklar“ formuliert hat: „Heimweh nach Eden... Leer werden. Leere ertragen. Die Leere verstehen./ Gott nicht mehr ertappen wollen beim Schaffen des Gartens... Ein Park ohne Ausgang... Jeder Park voll Vertriebener, Heimweh nach Eden./ Die Leere und ihre Vergehen. So rede, Leere, ich sehe/ dich nicht.“

In einem Gespräch, das ich 2016 mit ihr geführt habe, sagte sie über den Vergleich von Leere und Mystik: „Ja, es geht darum, durch eine Zeit der Trockenheit zu gehen, durch und in die Leere hinein. Je tiefer man in diese Leere geht, je mehr man leer wird von sich selbst, desto mehr kann man auch in die Nähe Gottes kommen.“

Nun hat sie sich noch einmal die japanische Welt vorgenommen, diesmal in einem Roman. Marion Poschmann war 2014 drei Monate lang Stipendiatin des Goethe Instituts in der Villa Kamogawa im japanischen Kyoto und hat dabei die Insel kennen und lieben gelernt.

Marion Poschmann verwendet in ihrem neuen Roman „Die Kieferninseln“ die auktoriale Erzählform, obwohl man beim Lesen die ganze Zeit das Gefühl hat, hier erzählt jemand in der Ich-Form. Das liegt wohl daran, dass der Hauptprotagonist Gilbert Silvester, obwohl es sich bei ihm um eine höchst eigenwillige Persönlichkeit handelt, einem seltsam vertraut vorkommt.

Das Geschehen wird in Gang gesetzt durch einen Traum. „Gilbert Silvester hatte geträumt, dass seine Frau ihn betrog.“ Und obwohl er weiß, dass es sich um einen Traum und nicht um die Wirklichkeit handelt und dass dieser Traum nur eine unmissverständliche Warnung des Unbewussten an ihn, Gilbert Silvester, war, macht er sich fluchtartig auf einen Weg, der ihn so weit wie möglich „weg von allem, mit dem er sich jemals vertraut gemacht hatte“, führen sollte. Nämlich nach Japan, direkt in das ihm Unvertrauteste.

Marion Poschmann stellt ihrem Roman „Die Kieferninseln“ ein Motto des japanischen Dichters Matsuo Basho (1644-1694) voraus: „Willst du etwas über Kiefern wissen - geh zu den Kiefern.“ - Genau das wird der Protagonist Silvester tun. Wohl nicht von ungefähr trägt er diesen Namen, der das Ende von etwas und den Anfang von etwas Neuem beinhaltet. Dazu begibt er sich in das Unvertrauteste, das ferne Land Japan, um sich dort in der Ferne selbst in die

Seele schauen zu können, um zu ergründen, was es mit diesem Neuen auf sich hat. Denn sein bisheriges Leben an der Seite seiner Ehefrau Mathilde, als Geisteswissenschaftler und Privatdozent nur mäßig erfolgreich, scheint ihn nicht auszufüllen. Seine grotesk anmutende Kurzschlusshandlung, sich mit dem erstbesten Flugzeug in eine unbekannte Welt zu begeben, ist vielleicht ebenso absurd wie sein Forschungsgebiet, nämlich die Wirkung von Bartdarstellungen: „*Bartmode und Gottesbild*“ lautete sein Themenschwerpunkt, den er je nach Tagesform als enorm ergiebig, ja elektrisierend, oder aber als vollkommen absurd und zutiefst deprimierend empfand.“

Marion Poschmann gelingt die Schilderung einer Reise quer durch Japan, hin zu den schönsten Orten auf dieser Insel, Orten von „zernagender Schönheit“ bis in den hohen Norden nach Matsushima, dem eigentlichen Ziel, der Bucht mit den Kieferninseln. Es ist eine Reise auf den Spuren des Dichters Matsuo Basho, der diese Reise im 17. Jahrhundert zu Fuß unternommen hatte, auch er auf den Spuren eines noch älteren klassischen Dichters Saigyō, 500 Jahre vor Basho. Bashos Reise war auch eine geistige in die innere Landschaft des Bewusstseins. Gilbert Silvester, obwohl selbst schon ein Ritter von der traurigen Gestalt, erhält während seiner Reise einen noch traurigeren Gefährten, den Studenten Yosa Tamagotchi, der aus Prüfungsangst und der Sorge, seinen Eltern Schande zu bereiten, Selbstmord begehen will. Silvester fühlt sich fortan für den Studenten verantwortlich und setzt alles daran, ihn von seinem Vorhaben abzuhalten. Und während die beiden zu den verschiedenen Stationen ihrer Reise unterwegs sind, vollzieht sich in Silvester fast unmerklich eine Transformation vom Getriebenen zum bewusst Reisenden, von der Oberfläche in die Tiefe. In diesen Beschreibungen begegnet man dem, worum es Marion Poschmann im Eigentlichen geht. Wie schon in ihrem Roman „Die Sonnenposition“ und in ihrem letzten Gedichtband „Geliehene Landschaften“ existiert auch in diesem neuen Roman „Die Kieferninseln“ eine Metaebene, ein Subtext, die das ganze

Geschehen im Roman durchleuchten. Manchmal bringt Poschmann diese als Reflexionen in Briefen von Silvester an seine Frau Mathilde unter: „In der ostasiatischen Kultur genießt die erhabene Tiefe einen hohen Stellenwert. Das Tiefe, heißt es, ist unauffällig, es ist nicht dies und nicht das, es ist weder laut noch grell, es ist von solch ausgeglichener Zurückhaltung, daß der wenig empfindsame Mensch, zumal der aus dem Ausland, kaum Gelegenheit hat, es überhaupt zu bemerken.“

Genau diese Beschreibung könnte man auf das Verfahren Marion Poschmanns beziehen, das Tiefe, das Wesentliche eines Textes, unauffällig in eine vordergründig humoresk und unterhaltsam erscheinende Geschichte einzubauen. Weiter heißt es: „Niemals spielt es sich in den Vordergrund, aber den Hintergrund bildet es auch nicht, dazu ist es zu wichtig. Ist es etwas dazwischen, ist es bedeutend? Ist es geheim? All das ist es nicht. Es ist ohne Farbe und ohne Geschmack, es ist ohne klare Ausprägung; es ist subtil, es ist möglicherweise dem verbunden, was auch in der westlichen Tradition erhaben genannt wird. Nur äußert es sich nicht in Macht und Gewalt, erlebt man es nicht in der Maßlosigkeit, nicht in Größe oder Überwältigung. So erfährt man es nicht in kühnen, überhangenden, gleichsam drohenden Felsen usw., sondern vielmehr in der ruhigen Betrachtung von ödem Schilfand oder trockenem Herbstgras, in einer Natur ohne besonderen Blickfang, in einer Landschaft der Leere und Melancholie. Doch ob Sumpf oder Gras oder Bambus am Ende den kontemplativen Gegenstand bilden, entfärbtes Laub, ein nebliges Feld oder wolkenverhangene Berge – gefragt ist letztendlich eine Geisteshaltung, die imstande ist, das Tiefe überall zu sehen. Denn es bildet, so heißt es, den Grund der Erscheinungen. Und so kommt es womöglich dem am nächsten, was in der deutschen Mystik »der Ungrund« heißt.“

Poschmann treibt das Geschehen in ihrer unvergleichlich zurückhaltenden, genauen, detailreichen Prosa vorwärts, so dass man als Leser förmlich die nächste Reisesstation herbeisehnt. Alles ist realitätsdurchwoben, ob es sich um die turbulente Stadt Tokyo, um Wälder oder Betonpisten, hässliche Sozial-Bauten oder das Ziegenbärtchen des lebensmüden Studenten Yosa handelt, um „durasphaltierte Hügel“ oder die überragende Schönheit der Kiefern, die zu beschreiben Poschmann ein Äußerstes an Variabilität anbietet, - und doch zur selben Zeit so entrückt, so zart, so wirklich und zugleich traumhaft, wie es nur einem Dichter, einer Dichterin wie Marion Poschmann gelingen kann.

Dass Silvester den von ihm behüteten Tamagotchi (!) an der letzten Umsteigestation vor dem Ziel aus den Augen verliert und dieser auch dort an der Klippe vor den Kieferninseln nur als Traumgestalt auftaucht, legt die Vermutung nahe, dass es sich von vorneherein um einen Doppelgänger Gilberts gehandelt hat und er diesen nicht mehr braucht zur Spiegelung seiner selbst. Er würde Mathilde sagen, „es ist alles ganz einfach, komm zu mir nach Japan. Die Laubfärbung beginnt.“

In Poschmanns mit stiller Energie aufgeladenem Roman findet die Natur ihre großartigste Sprachäquivalenz. Es verwundert daher nicht, dass Marion Poschmann der 2017 erstmals ausgelobte „Deutsche Preis für Nature Writing“ verliehen wurde.

„In Japan verschaffte ihm die Pflanzenwelt eine eigenartige Erleichterung. Immer war man umgeben von unproblematischem Azaleengrün, positivem Moosgrün, einfachem Bambusgrün – und dem geheimnisvollen, dunklen Grün der Kiefern. Sie standen lichtnadelig und kompakt, und er tauchte ein in ihren Schatten, in ihr Zikadengrün, ihr Meergrün, ihr Fahrtwindschwarz. Die massigen, himmelverdeckenden Schirme verschoben sich vor seinen Augen, während er über den holprigen Waldboden ging, Ausschnitte voll dunkler Nadeln, Ausschnitte, in denen etwas Großzügiges über den weißen Himmel

wischte, unerkennbar in seinen Einzelheiten, nicht zu fassen in seiner Einzigartigkeit, kein Bild. Er ging über den ungleichmäßigen Grund, er ging unter den immergrünen Kiefern, ihrem Schwung, ihrer Dunkelheit und Detailfülle, er ging im Glanz ihrer abertausend Nadeln, und je näher er versuchte hinzusehen, desto mehr entzog sich der Baum, verschwand er in seinem Versuch, für ihn *eine Sprache zu finden*. (kursiv I.S.) Gilbert fühlte sich geneigt, sich in aller Ausführlichkeit mit Kiefern zu beschäftigen, mit Kiefernfragmenten und Gesamtkiefern, mit der Möglichkeit oder Unmöglichkeit ihrer Existenz. Er freute sich darauf, zu den Kieferninseln zu fahren.“

Derart genaue Naturbilder in einer bezaubernden, ja bezwingenden Sprache finden heute kaum ihresgleichen.

Marion Poschmann geht es in ihrem Schreiben ganz offensichtlich darum, für das, was sie schildert und beschreibt, „eine Sprache zu finden“, und das bedeutet eine genaue, klare, aber auch magische Sprache. Das hat etwas sehr Existentielles, auch wenn die Geschichte, die hier erzählt wird, oszilliert zwischen Komischem und Tragischem, zwischen absurd-skurtil und tiefgründig, so dass sie sich keiner Lesart verweigert. So wie man schon die Reisebeschreibung von Matsuo Basho als äußere Wegbeschreibung oder als Exkursion des Geistes in eine innere Landschaft lesen kann. „Die Reise durch einen geistigen Raum“ schreibt Gilbert Silvester an seine Frau Mathilde, „hat im Okzident beispielhaft der heilige Bonaventura angetreten. In seinem *Itinerarium mentis in Deum* beschreibt er den Stufenweg der Seele zu Gott, wobei anzumerken ist, daß es sich weniger um einen Reisebericht als um eine diffizile Anleitung zur Kontemplation handelt. Wie im Zenbuddhismus eine regelgeleitete, didaktisch motivierte Meditationspraxis geübt wird, die das Ziel hat, nicht nur Ausgeglichenheit und Wohlverhalten zu fördern, sondern den Adepten tatsächlich zur Erleuchtung zu führen, gipfelt auch die Methode Bonaventuras in der mystischen Vereinigung (...)Bei uns ist die Reise nach

innen verpönt, was ich darauf zurückführe, daß dieses Innere nicht nur als Bereich des Göttlichen und damit als Zumutung aufgefaßt wird, sondern eben auch schwer zu lokalisieren ist. (...) Bonaventura findet Gott in den Dingen und durch die Dinge, Basho hingegen findet die Dinge in und durch Gott. Und wir, die wir den Innenraum nicht einmal kennen, können nicht wissen, ob in den entgegengesetzten Herangehensweisen letztendlich ein Unterschied liegt oder nicht.“

Marion Poschmann scheut sich nicht, über einen inneren Weg zu Gott nachzudenken und darüber zu schreiben. Die meisten Rezensenten übersehen diese Ebene geflissentlich. Auch wenn dieser Roman humorvoll und leichtfüßig, in einer wundervoll schwebend-leichten Sprache die skurrile Geschichte zweier sonderbarer Figuren und ihre Reise im Land der aufgehenden Sonne beschreibt, was allein schon preiswürdig ist, so wäre diesem kleinen Meisterwerk die Zuerkennung des Deutschen Buchpreises 2017 auch deshalb zu wünschen, damit „der Bereich des Göttlichen“ nicht mehr „als Zumutung aufgefaßt wird“, wie es im Roman „Die Kieferninseln“ heißt.

Marion Poschmann: Die Kieferninseln, 168 Seiten, Suhrkamp Verlag Berlin 2017, 20 EUR

Ilka Scheidgen, den 5. Oktober 2017